





François Gantheret  
Verlorene Körper

Roman

Aus dem Französischen  
von Dirk Hemjeoltmanns

Deutscher Taschenbuch Verlag



FSC

Mix

Produktgruppe aus vorbildlich  
bewirtschafteten Wäldern und  
anderen kontrollierten Herkünften

Zert.-Nr. GFA-COC-1298  
[www.fsc.org](http://www.fsc.org)  
© 1996 Forest Stewardship Council

Der Inhalt dieses Buches wurde auf einem nach den  
Richtlinien des Forest Stewardship Council zertifizierten  
Papier der Papierfabrik Munkedal gedruckt.

Deutsche Erstausgabe

Juni 2007

Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,

München

[www.dtv.de](http://www.dtv.de)

© Éditions Gallimard 2004

Titel der französischen Originalausgabe:

«Les corps perdus»

(Éditions Gallimard, Paris 2004)

© 2007 der deutschsprachigen Ausgabe:

Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,

München

Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen

Umschlaggestaltung: Stephanie Weischer unter Verwendung

eines Fotos von Erhard Pansegrau

Satz: Greiner & Reichel, Köln

Gesetzt aus der Stempel Garamond 10,5/13,75

Druck und Bindung: Kösel, Krugzell

Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in Germany · ISBN 978-3-423-24593-7

für C.



## I

Seit einiger Zeit schlief er nicht mehr. Mit weit geöffneten Augen belauerte er die Dunkelheit. So war es jeden Morgen. Von ihm hatte er nur eine sehr vage Vorstellung: Der Morgen, das war nur dieses Spähen, dieses Warten, mit dem Rücken an der Wand lehrend; die angewinkelten Beine an die Brust gezogen, die Arme um die Knie geschlungen, um so wenig wie möglich an sich heranzulassen von der Kälte, die zu dieser Uhrzeit noch durchdringender war, den Kopf in den Nacken gelegt, die Augen auf den Deckel gerichtet, der noch nicht zu erkennen war. In diese eisige Nacht, in der er nicht einmal seine Hände sehen konnte, selbst wenige Zentimeter vor dem Gesicht nicht, würde der Morgen eindringen, würde aus der Nacht wiedererstehen, wie immer, wie eine nie enttäuschte Hoffnung, die ihn Tag für Tag am Leben hielt. Gern hätte er den genauen Zeitpunkt seines Erscheinens erhascht, aber er verpaßte ihn immer wieder. Sie war einfach da, ganz plötzlich, diese feine Lichtborte, die drei Meter über ihm den Umriss des Deckels nachzeichnete.

Einst hatte er in Gedanken Buch geführt über diese Erscheinung, ihre Wiederkehr in Tage, Wochen, Monate übersetzt. Wie lange schon? Er erinnerte sich nicht ein-

mal daran, darauf verzichtet zu haben: Alles verlor sich in einer einzigen Nacht, dunkel wie jene dort oben, die sich gerade auflöst. Jetzt gab es nur noch das immer wieder einzigartige Wunder des Lichtkreises, zu Beginn ganz schwach, dann so intensiv, daß seine Augen die Helligkeit fast nicht ertrugen, daß er sich hin und wieder einige Sekunden abwenden mußte, bevor er sein Spähen wieder aufnahm, jedesmal von der Furcht besessen, die Kreislinie könnte in dem Moment, wo er sie nicht überwachte, verschwunden sein. Er wußte um die Sinnlosigkeit dieser Angst – was hatte sie hier schon zu bedeuten –, konnte sich aber nicht von ihr befreien.

Dort oben wurde das kalte Licht immer weißer, bis zu blendender Helligkeit, verbreitete sich in dem Loch, klammerte sich an Unebenheiten des Felsens. Während der Nacht verhinderte es nur die Kälte, die sich in seine Haut biß und die Muskeln verknotete, daß er sich nicht auflöste in der ihn umgebenden Finsternis. Jetzt, wo er im Halbdunkel seine Hände und Beine sah, fand er sich selbst wieder, einen Mann, Andrès, der seinen Namen nicht vergessen hatte, noch nicht. Einen Mann in übelriechenden Fetzen, zusammengekauert auf dem Grund eines Brunnens von zwei Metern Durchmesser und vier Metern Tiefe, verschlossen durch einen schweren Holzdeckel. Vor ihm standen drei Kanister aus Weißblech, auf denen noch der Markenname des Pflanzenöls zu lesen war, das sich einst darin befunden hatte, jeder mit einem nachträglich angebrachten Henkel versehen. Der erste war leer und diente für Nahrung, der zweite enthielt einen Rest trüben Wassers, der dritte, fast voll, nahm seine Exkremamente auf. Jetzt galt es, auf das zweite Ereignis des



Tages zu warten, wenn zu einer unbestimmten Zeit der Deckel angehoben wurde und die Kanister einer nach dem anderen ausgetauscht wurden. Danach ... Aber er dachte nicht daran, was danach passieren würde, er wartete nur, hatte einzig das Warten im Sinn, richtete nur den Blick auf den gleißenden Kreis dort oben. Als seine Augen zu tränen begannen und sein Blick sich verschleierte, senkte er den Kopf und starrte die Kanister an, nahm aber nach kurzer Zeit seine Lauerstellung wieder ein. Der Deckel, die Kanister, der Deckel, die Kanister ... Warten. Sonst nichts.

Der Schmerz in seinen Knien weckte eine Erinnerung, eine Furcht, ein paar Gedanken: Man mußte gewappnet sein. Eines Morgens – wie lange ist es her? – hatten in dem Moment, als der Deckel sich öffnete und er die Kanister einhaken mußte – die einzige Handbewegung, die tagsüber erforderlich war –, seine steifen Beine unter ihm nachgegeben. Während der Zeit, die er zum Aufstehen benötigte, war der Deckel wieder geschlossen worden. Bloß das nicht.

Mit Hilfe der Hände richtete er sich langsam auf, unter stechenden Schmerzen in den Knien, den Hüftgelenken, im Rücken. Schließlich stand er aufrecht an die Wand gelehnt, machte behutsam ein paar Kniebeugen, bis das Stechen nachließ. Um mehr Sicherheit zu bekommen, beschloß er stehenzubleiben, fuhr dann fort mit dem Auf und Ab, der Deckel, die Kanister, der Deckel ... Plötzlich, ohne Vorankündigung und jedesmal höchst beunruhigend, der Lärm des Deckels, der zurückgezogen wurde, und sofort überfiel ihn gleißendes Licht. Er konnte nichts erkennen, seine geblendeten Augen waren genau

in dem Moment voller Tränen, wenn am Grund des Brun-  
nens der an einem Seil pendelnde Haken ankam, an den er  
nacheinander die Henkel der Kanister anzuhängen hatte.  
Bloß nicht vergessen, das restliche Wasser auszuschütten,  
damit das frische, das zu ihm herabgelassen wird, nicht  
verdirbt. Und versuchen, den Kanister mit den Exkre-  
menten so spät wie möglich loszulassen, denn danach  
schlug er gegen die Wand und verlor einen Teil seines In-  
halts, der noch solange stank, bis er getrocknet war.

All das vollzog sich wortlos. Er konnte nicht sehen,  
wer die knappen Handgriffe ausführte, allenfalls einen  
undeutlichen Schatten, der die gleißende Helligkeit dort  
oben minderte. Manchmal spuckte jemand, aber er beeil-  
te sich nicht, den Speichel abzuwischen, er war fast daran  
gewöhnt. Eines Tages spürte er, wie etwas Warmes über  
sein Gesicht lief. Es dauerte eine Weile, bis er begriff, daß  
man auf ihn urinierte, und er trat beiseite, um dem Strahl,  
der ihn verfolgte, auszuweichen, doch dann blieb er ste-  
hen, um ihn bis zum letzten Tropfen abzubekommen.

Danach wurde der Deckel an die alte Stelle gerückt, mit  
einem dumpfen Geräusch, das zusammen mit der Dun-  
kelheit in den Brunnen fiel; es brauchte einige Zeit, bis er  
wieder die Wände, die Kanister erkennen konnte, Zeit, die  
er aufrecht an den Fels gelehnt verbrachte, mit geschlos-  
senen Augen und hängenden Armen, Zeit, die der Tod gut  
hätte nutzen können, er wäre bereitwillig begrüßt wor-  
den, doch der Tod zog es vor zu warten, und zweifellos  
freute es ihn, daß er in seinem Grab langsam wieder die  
Augen öffnete.

Wenn er sich wieder an die Finsternis gewöhnt hatte, kam ein Augenblick von größter Bedeutung, eine Abfolge von Bewegungen, die er über alles stellte, der allerletzte Rest an Menschsein, den er sich zu bewahren wußte. Er kniete sich vor die Kanister, zwang sich, den faden Geruch der Nahrung zu ignorieren, ihn von sich zu schieben, auf Abstand zu halten. Vorsichtig schöpfte er mit aneinandergelagten Händen ein wenig Wasser, beugte dann den Kopf so weit vor, bis sein Gesicht in den Handflächen badete. Er zwang sich, die Lider zu öffnen, damit seine Augäpfel die Frische des Wassers spürten. Damit verließ er auch seiner Seele Glanz, dem Kostbarsten seiner selbst, das er um jeden Preis schützen, bewahren mußte, damit badete er das Kind, das Wunder der Unschuld, die in dieser endlosen Nacht unberührt geblieben war.

Mit großer Sorgfalt tupfte er anschließend das Wasser, das er noch in den Händen hielt, auf Stirn, Wangen und Hals. Sein Bart war nicht so stark gewachsen, daß er furchterregend ausgesehen hätte, aber er bedeckte das Gesicht mit einer Schicht harter, gekräuselter Haare, so dicht verwoben, daß selbst Wasser kaum bis zur Haut durchzudringen vermochte. Sein Haupthaar schien ebenfalls nicht mehr länger zu werden, es bildete einen dichten Helm, der seine Hand verblüffte und seinen Fingern Mühe bereitete, bis zur Kopfhaut vorzudringen.

Nur selten nutzte er das Wasser, um es auf seinem Oberkörper zu verteilen, auf seinem Bauch, dessen Muskeln sich wie Seile anfühlten, auf seinem unnützen Geschlecht, das schon so lange abgestorben war, daß er vergessen hatte, was Begierde ist, auf seinem Anus und den Körperteilen, die vom Durchfall beschmutzt waren. Mit dem Rest

Feuchtigkeit in seinen Handflächen massierte er seine Beine, deren Fleisch verschwunden zu sein schien.

Dann wandte er sich dem Kanister zu, der stets zur Hälfte mit derselben dicken Suppe gefüllt war, stopfte eine Handvoll nach der anderen in sich hinein, drückte den Brei lange gegen Zunge, Zahnfleisch und Gaumen, bewegte ihn im ganzen Mund hin und her, der so zur einzigen angefüllten Höhlung seines Körpers wurde. Nach und nach schluckte er kleine Mengen, spürte sie hinabgleiten und verborgene Wege nehmen, die in Vergessenheit geraten waren und jedesmal neu entdeckt wurden.

Manchmal stieß er in der breiigen Masse auf ein kompakteres Stück: Der Konsistenz nach konnte es Gemüse sein oder gar ... Er dachte nicht an Fleisch, sondern an ein Tier. Ein Stück Knorpel oder ein Fetzen Sehne, von einem Tier. Wie bei einem Ritual schloß er dann die Augen und kaute. Kauen war ein seltenes Glück. Kauen hieß, Zeit entstehen und andauern lassen, einen Rhythmus vorgeben, der für ihn der regelmäßigeste, der intensivste war, bei diesem Stück Tier, das kleiner wurde, das er so lange wie möglich bestehen lassen wollte. Ein kostbarer Augenblick, den er noch lange danach in Erinnerung behielt.

Er konnte nur ein einziges Mal am Tag essen. Obwohl die Felswände eine gewisse Kühle bewahrten, stieg die Temperatur in dem Loch rapide an, und abends war der Rest in dem Kanister verdorben, vergoren. Auch das Wasser wurde trüb, schien zu faulen. Nahrungsaufnahme war nur morgens möglich. Wenn er sich danach auf die Seite gelegt, sich zusammengerollt hatte, die Kühle der Erde

unter sich suchend, begann der lange, unendlich lange Tunnel des Tages. Im Stumpsinn der Hitze hatte nur ein Gedanke Bestand: Irgendwann wird der Abend kommen. Alles findet ein Ende. Denke nur daran. Denke nicht.

Tamia rückt den Mantel aus grobgebetter Wolle zurecht. Die Sonne fällt bereits nicht mehr auf den Berghang, wo Tamia sich befindet, und die von den Steinen gespeicherte Hitze verflüchtigt sich rasch. Die Luft wird immer klarer, je mehr sie sich abkühlt. In der untergehenden Sonne werden weiter unten die Schatten der unzähligen Steine der Geröllwüste länger; der graublaue Samtton des Gebirges wird ständig dunkler. In der Ferne flammen noch Kuppen hoher Dünen auf, und die wie mit dem Messer gezogenen Kämme verwischen sich um so mehr, je höher ein düsteres Wasser an den Flanken emporsteigt. In ungefähr dreihundert Metern Entfernung, dort, wo der Hang endet, sind in dem befestigten Lager soeben ein paar Lichter angegangen. Es besteht nur aus drei kleinen, einstöckigen Gebäuden auf einer großen öden Fläche, die von regelmäßigen Kreisen übersät und von einer Lehmmauer umschlossen ist. Das Haupttor, das auf die Geröllwüste hinausgeht, wird aus einer kleinen Hütte bewacht, in der gerade das erste Licht angezündet wurde. Tamia sieht, wie im Inneren zwei Gestalten auf- und abgehen, eine Rauchsäule steigt senkrecht in die unbewegte Luft auf.

Nach hinten, zu den Bergen hin, öffnet sich eine kleine Holzpforte. Daneben liegt zu beiden Seiten ein Haufen

Unrat. Gleich, wenn es dunkel ist, wird dort der Soldat hinausgehen.

Sie pfeift leise durch die Zähne, und sehr schnell trippeln mit gedunsenen Eutern ihre drei Ziegen herbei. Sie setzt sich auf einen Felsbrocken, klemmt den großen Tonkrug zwischen die Knie und beginnt, die erste zu melken. Ihre Hände richten die Zitzen auf die Öffnung des Kruges, eine nach der anderen, und der Strahl der schaumigen Milch erzeugt einen hellen Klang, der immer dunkler wird, je mehr das Gefäß sich füllt. Die beiden anderen Ziegen bedrängen sie sanft, mal hier, mal da, mit kleinen, ungeduldigen Kopfstößen, freundschaftlich und überraschend.

Als sie mit der dritten Ziege fertig ist, hat die Nacht die Wüste verschlungen. Die Bergkämme zeichnen sich noch gegen den im Sonnenuntergang dunkelblauen Himmel ab. In wenigen Minuten wird dieser Rand der Welt ebenfalls verschwunden sein, dann gibt es nur noch unendlich viele kalte Sterne, die für lange Stunden den Himmel erfüllen, über den ihr Blick ziellos hin- und herwandert.

Sie hebt die Decke an, die ihre Höhle tarnt, einen winzigen, dreieckigen Raum zwischen zwei Felsen, wo sie sich nur gebückt bewegen kann. Gebeugt trinkt sie ein wenig lauwarme, schaumige, wohlriechende Milch, bevor sie den Krug in der tiefen Finsternis ohne jedes Zögern genau an seinen Platz an der Felswand stellt und mit einem Stück Leinen bedeckt, das ihre Hand blindlings findet. In der Höhle hat alles seinen exakt bestimmten Platz – die Decken, die ihr Lager bilden, der kostbare Schlauch, in dem sie das Wasser aufbewahrt, der Vorrat an Datteln und Grieß, die Bürste für ihr Haar, das Khol für die Au-

gen und das Palmöl, mit dem sie ihre Haut einreibt, die sorgfältig zusammengelegte Tunika aus weißem Leinen und darunter die lange, so oft geschliffene und immer wieder mit dem Daumen überprüfte so kalte und so tödliche Messerklinge. Nie zündet sie ein Feuer an, es wäre kilometerweit zu sehen.

Zweimal ist sie in ein Dorf gegangen, nicht in das dem Lager nächstgelegene, das wäre zu unvorsichtig gewesen, sondern in eines auf der anderen Seite der Berge, das sie nach einem dreitägigen Fußmarsch erreichte. Bei einem alten Krämer, der sie neugierig betrachtete und begehrllich ihre Beine anstarrte, gegen die sich die Mäuler ihrer unruhigen Ziegen preßten, hatte sie Griesß, Datteln und Hammelfett gekauft. Gegen einen recht hohen Betrag – »das ist hier kein Gasthof«, knurrte er – schaffte sie es, daß er ihr eine Schale mit dem Eintopf aus Pfefferschoten und Hammelfleisch füllte, der auf dem Ofen dampfte. Danach verließ sie eilig das Dorf in entgegengesetzter Richtung, und als die letzten Jungen es leid waren, ihr nachzulaufen, verließ sie den Weg und duckte sich hinter einem Felsbrocken. Mit beiden Händen stopfte sie sich gierig das lauwarne Essen in den Mund, sie liebt es, die Wärme zu spüren, wie sie in ihren Körper eindringt und sich ausbreitet. Eine Lust, die sie sich bei dem Soldaten verweigert, mit zusammengebissenen Zähnen ablehnt, diese Lust, die das Intimste ihrer selbst bedroht wie etwas Feindliches, Fremdes. Diese kostbare Lust, an den Rand des Vergessens gedrängt, tief in ihrem Körper aufbewahrt, mit der Hoffnungslosigkeit der Nacht, mit der schon verblaßten Erinnerung an das Gesicht von Elijah. An den Körper von Elijah, ihrem Mann.



Zweimal in zwei Jahren. Und dieser Schmerz in ihr, wenn sie den sehr langen Weg zurücklief, der sie außer Sichtweite um das Dorf herumführte und dann in Richtung Lager, zu ihm, der dort lebendig begraben war – konnte man ihn noch als lebendig bezeichnen? –, der dort unten ohne Ende starb. Was hielt sie in ihrem tiefsten Inneren so zäh, so heftig am Leben?

Sie wartet. Dort unten wirkt das Lager mit den wenigen Lichtern wie im Nichts aufgehängt, im samtigen Schwarz der Nacht. Sie weiß, daß der Soldat, wenn er heute kommt, und er wird zweifellos kommen, denn er hat in dieser Nacht keinen Wachdienst, nicht solange warten wird, bis der Mond aufgegangen ist. Er wird kommen, linkisch und grob, aber auch jung und zärtlich, den Gestank der Kaserne im dicken Stoff seiner Uniform, die er sehr schnell ausziehen wird. Und sie wird den Blick abwenden, um nicht die dunkle und weiche Haut seiner Brust zu sehen und das silbrige Licht des Mondes auf der Rundung seiner Schulter. Zum hundertsten Mal wird er seinen Namen nennen: »Achmed! Warum sagst du nie meinen Namen, Achmed, ich heiße Achmed!« Und zum hundertsten Mal wird sie den Kopf schütteln und schweigen, aber in ihrem Inneren, an sich selbst gewandt, wird sie den Namen des Soldaten aussprechen. Denn sie weiß, daß sie ihn bald töten wird. Aber nicht bevor ...

Dort unten, das ist er, diese winzige Gestalt, die verstoßen den großen Platz des Lagers überquert, im Zickzack zwischen den Brunnen läuft, vielleicht ganz dicht an jenem vorbei, in dem Elijah wartet und wartet. Der Mann verschwindet im Schatten der Lehmmauer, dann bemerkt

sie ihn wieder in der unscheinbaren, schnell wieder geschlossenen Öffnung der Holzpforte. Sie bereitet sich vor. In wenigen Minuten wird er da sein.

Achmed hält einen Moment lang inne im Labyrinth der Felsen, das er inzwischen so gut kennt. Er rückt seine Jacke zurecht, fährt mit der Hand durch sein schwarzes, nach hinten gekämmtes Haar. Seit mehr als einem Jahr kommt er nun schon zu ihr, seit jenem Morgen, als er nach dem nächtlichen Wachdienst vor die Befestigungsmauer trat, eine Zigarette rauchte, die noch kühle Morgenluft einatmete und dort oben in den Felsen eine Ziege bemerkte, die zwischen den Steinen auf der Suche nach einem der wenigen trockenen Büschel Gras oder Moos war. Er ging die paar Meter zum Wachraum zurück, holte sein Gewehr. Die Ziege war noch immer da, blickte in seine Richtung. Er legte an, zielte. Und dann, für einen kurzen Augenblick die Ziege verdeckend, sah er in seiner Schußlinie etwas Weißes vorbeihuschen, er senkte das Gewehr, und schon war es hinter dem Fels verschwunden. Aber er hatte sie gesehen, eine Frau, sagte er sich ungläubig, es war eine Frau! Und das Wort selbst erschien ihm so unreal wie die Erscheinung.

Hinter dem Felsen kauernd erwartete sie ihn, mit sehr schwarzen, sehr großen Augen blickte sie ihn furchtlos an, und er wußte sofort, daß sie die Begegnung absichtlich herbeigeführt hatte. Er hatte von Prostituierten gehört, die sich von Militärcamps angezogen fühlen, doch nie hatte sich eine in der Nähe dieses Lagers blicken lassen, das fernab einer Stadt lag, die diesen Namen verdiente, und das ein gutes Dutzend Soldaten beherbergte, eher

Kerkermeister, die alle zwei Jahre zur Hälfte ersetzt wurden. Er selbst zählte die Tage, keine zwei Monate mehr, dann hat er nicht mehr zu befürchten, vor Langeweile an diesem Ort zu sterben, den die Welt vergessen hatte.

Nicht ganz vergessen. Das Lager hatte Funkkontakt zum militärischen Hauptquartier, dem einmal in der Woche Bericht erstattet werden mußte. Meistens blieb es bei einem lakonischen »Keine besonderen Vorkommnisse«. Nur selten bat man um Ersatz für einen kranken Soldaten. Auch über den Tod von Gefangenen mußte Mitteilung gemacht werden. Es gab fast vierzig, und es verging kaum ein Monat, in dem man nicht einen erstaunlich leichten Leichnam mit trüben, weit aufgerissenen Augen in einem bartüberwucherten Gesicht aus seinem Loch ziehen mußte. Verbunden mit einem vagen Unwohlsein war dies der einzige Augenblick, in dem die Soldaten von dem rasch wieder verdrängten Gedanken berührt wurden, daß sie alle ein und derselben Spezies angehörten. Es war strikt untersagt, Gefangene anzusprechen oder ihnen eine Antwort zu geben, was immer sie auch erbaten oder erfluchten. Sie gaben es dann sehr schnell auf, überließen sich einer stumpfsinnigen Resignation. Der einzige Kontakt, den die Soldaten zu ihnen unterhielten, abgesehen von der Entsorgung ihrer endgültig vom Leiden befreiten Körper, bestand einmal am Tag darin, während des Morgendienstes drei Behälter neben jeden Brunnen zu rollenden Kessel mit der warmen Paste, die der Koch an einem Ort fernab der Küche zubereitete, die Tonne mit Frischwasser und jene für die Exkremente, die außerhalb des Militärcamps in einen im Windschatten gelegenen Graben entleert wurde, um die Luft im Lager so wenig wie mög-

lich zu verpesten. Man schob den schweren Holzdeckel beiseite, tauschte wortlos die drei Kanister aus und verschloß die Öffnung wieder bis zum nächsten Morgen.

Manchmal warf man einen Stein auf einen Gefangenen, der leblos wirkte, und begnügte sich mit der kleinsten Regung, die bewies, daß er noch atmete. Einige Soldaten, in der Regel Neuankömmlinge, ließen sich, verführt durch ihre Überlegenheit gegenüber den Wehrlosen, zu Schikanen hinreißen. Spucken, ein überflüssiger Steinwurf. Achmed hatte mehrfach beobachtet, wie jemand lachend in einen Brunnen pinkelte oder einen Eimer mit Exkrementen auf einen Gefangenen kippte. Dergleichen wurde nicht gern gesehen: nicht etwa aus humanitären Bedenken, sondern weil damit gegen das Gebot unbedingter Teilnahmslosigkeit verstoßen wurde. Wenn man einen Menschen erniedrigt, sieht man ihn noch als Menschen, und die Soldaten ahnten dunkel, daß sich eine gewisse Seelenruhe an diesem Ort nur bewahren ließ, wenn man die Menschlichkeit derer, die unter der Erde dahinvegetierten, gar nicht erst anerkannte. Der kommandierende Unteroffizier, ein verschlossener Mann, der auf eigenen Antrag hin seit mehr als zehn Jahren in dem Lager Dienst tat, hatte eigenhändig einen jungen Soldaten bestraft, der unter lautem Gelächter Exkremente in die Tonne mit Trinkwasser gekippt hatte. Ohne große Erklärungen hatte er ihn gezwungen, die Tonne zu säubern, sie erneut aufzufüllen und hatte ihn dann für einen Monat zur übelsten Arbeit verdammt, zur Latrinenreinigung.

Hin und wieder wurde über Funk das Eintreffen einer Abordnung der Militärpolizei angekündigt. Der Unteroffizier vergewisserte sich, daß die Wache am Haupttor